

LEONIE PLAAR
Meine Familie, die AfD und ich



GOLDMANN

Leonie Plaar

MEINE FAMILIE, DIE AFD UND ICH

Wie Rechtsextremismus
uns entzweit – und wie wir
dagegenhalten

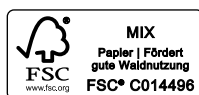
Von der Historikerin und Aktivistin Frau Löwenherz

GOLDMANN

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden von der Autorin und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung der Autorin beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Originalausgabe September 2025

Copyright © 2025: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Britta Fietzke

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © PTO Media GmbH, Mirko Plengemeyer

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

AR · CF

ISBN 978-3-442-32003-5

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Vorwort.	7
Prolog.	9
 Bis zum letzten Gespräch.	 13
»Weil die meine finanziellen Interessen am besten vertreten.«	23
»Ich stell ja nur Fragen.«	35
»Du musst auch andere Meinungen akzeptieren.«	47
»Man darf heutzutage auch echt nichts mehr sagen.«	59
»Da fühle ich mich als weißer heterosexueller Mann diskriminiert.«.	69
»Die AfD kann nicht queerfeindlich sein, Alice Weidel ist doch lesbisch.«.	87
»Ich bin ja nicht _____, aber ...«	113
»Deutschland übertreibt es mit dem Schuld kult.«	127
»Wer jung ist und nicht links, hat kein Herz. Wer alt ist und nicht konservativ, hat kein Hirn.«	141
»Die AfD kann gar nicht rechtsextrem sein, denn dann würden ja Millionen von Menschen rechtsextrem wählen.«.	151
»Aber das ist doch dein Vater.«.	167
Gibt es einen Weg zurück?	175
 Anmerkungen	 185

Für die Familie, die mich gefunden hat.

Vorwort

Manchmal, wenn auch nur ganz selten, wäre ich gerne die Person, die mir wütende Männer in meinen Kommentarspalten vorwerfen zu sein. Die wahlweise gefühllose, übertreibende oder ahnungslose Person, die das alles nur für Aufmerksamkeit macht. Die Person, der ihre Familie komplett egal ist. Wenn das so wäre, wäre es nämlich deutlich leichter gewesen, dieses Buch zu schreiben. Dann hätte ich eine schonungslose Abrechnung schreiben können, brutal ehrlich, ohne Rücksicht auf Verluste und ohne all die Tränen, Angstattacken und schlaflosen Nächte, die mich dieses Buch gekostet hat. Das wäre zwar auch nicht schön gewesen, aber einfacher.

Stattdessen ist jedes Kapitel, jeder Satz eine Abwägung zwischen dem, was ich sagen will, sagen sollte und sagen darf. Mir ging und geht es nie darum, einzelne Personen zu verreißen. Ich teile meine Geschichte, so wie ich sie erlebt habe, um anderen in ähnlichen Situationen Mut zu machen, nicht um irgendwen durch den Dreck zu ziehen. Trotz aller politischen und moralischen Differenzen mit meiner Verwandtschaft sind deshalb auch hier und dort Gespräche und Handlungen gekürzt oder verändert. Wer in einer ähnlichen Situation ist oder war, braucht kaum Vorstellungskraft, um sich auszumalen, wie hässlich einige der beschriebenen Auseinandersetzungen werden können. Da beschränke ich mich lieber aufs Inhaltliche und erspare euch und allen Beteiligten die unangenehmeren Details.

Es hat viel Zeit und Energie (und verdammt viele Stunden Therapie) gekostet, das alles für mich aufzuarbeiten. Es nun für andere Betroffene aufzuschreiben, hat sich immer angefühlt wie der letzte logische Schritt. Ironischerweise ist nun das, was immer als finaler Abschluss gedacht war, nun irgendwie auch zu einer Aufzählung dessen geworden, was meine Familie verstehen müsste, um unser Verhältnis jemals wieder zu reparieren. Allerdings bleibe ich da lieber realistisch in meiner Erwartungshaltung.

Vor allem ist dieses Buch für euch. Für alle, die die endlosen Diskussionen kennen, den Frust, die Verzweiflung, und die sich damit unsichtbar fühlen. So oft geht es in den Medien darum, wie ungesehen und unverstanden sich die Anhänger*innen dieser rechtsextremen Partei fühlen, wenn sie für menschenverachtende Thesen »gleich als Nazi abgestempelt« werden oder »nichts mehr sagen dürfen«, weil verfassungsfeindliche Aussagen strafrechtliche Konsequenzen haben. Darüber, was es mit den Menschen macht, die sich diese Aussagen tagtäglich aus dem eigenen Familienkreis anhören müssen, sprechen wir dagegen kaum. Wir wissen zwar, dass diese Dinge an vielen (metaphorischen) Küchentischen in Deutschland von AfD-Anhänger*innen gesagt werden, aber wir vergessen gerne, dass an diesem Tisch auch jemand sitzt, der sich das alles anhören muss. Dass das mit diesen Menschen, Menschen wie mir und vielleicht auch Menschen wie euch, etwas macht, ignorieren wir dabei ganz bequem. Vielleicht können die folgenden Seiten einen kleinen Beitrag dazu leisten, das zu ändern.

Prolog

»Dein Uropa war ein ganz schwieriger. Natürlich auch treu auf Parteilinie, richtiger Altnazi.«

Ich bin in der fünften oder sechsten Klasse, als ich die Geschichten zum ersten Mal höre: Wir sitzen am Küchentisch, na ja, ich sitze, der Erzählende aber läuft in der Küche auf und ab, steht zwischendurch zum Rauchen an der Balkontür. Kühl soll er zu meinem Großvater gewesen sein, ihn mit preußischer Härte erzogen haben. Später habe er seinen eigenen Sohn um Geld betrogen, als der sich selbstständig gemacht habe. Es sind vor allem Geschichten von persönlichen Verletzungen und Vertrauensbrüchen – aber es sind eben auch Geschichten über einen Mann, der wohl Parteimitglied in der NSDAP war und die Ideologie der Nazis mindestens für gut befunden, sie vielleicht sogar anderweitig unterstützt haben soll.

In den Erzählungen ist das allerdings eher eine Randinformation, ein Detail, das nur genannt wird, um ein Gefühl für den Charakter dieses Mannes zu vermitteln, den ich nie kennengelernt habe. Belegen lässt sich davon heute wenig, das würde ich zumindest ein paar Jahre später herausfinden, als ich mich durch Ordner und Kisten voller alter Dokumente und Fotos im Keller meiner Großeltern grabe. Bis auf ein paar mit Hakenkreuz abgestempelte Zeugnisse und eine Handvoll Bilder finde ich nichts über meinen Vorfahren, den mutmaßlichen Altnazi. Auch sonst findet sich im Haus meiner Großeltern wenig, was die Existenz

dieses Mannes im Familienstammbaum andeuten könnte. Keine alten Familienfotos an den Wänden, keine Erinnerungsstücke, die auf den schweren Eichenmöbeln zur Schau gestellt werden. Sollte mein Opa zu seinen Lebzeiten Sentimentalitäten gegenüber seinem Elternhaus gehegt haben, hat er sie für sich behalten.

»Der wollte nichts mehr mit dem Alten zu haben«, heißt es in der Familie, eher belehrend als mitfühlend. Ich weiß damals nicht so richtig, was ich dazu sagen soll, und antworte nur hier und da mit einem Nicken oder einem »mhm«. Was soll man als Zwölfjährige auch beitragen, wenn einem Jahrzehnte des generationenübergreifenden Traumas zusammengefasst werden, als wäre es nichts weiter als eine unterhaltsame, aber ansonsten belanglose Anekdote. Funfact: *Dein Uropa war vermutlich ein Nazi* – das war ja ganz normal zu der Zeit. Klar, bei wohl allen, die einen deutschen Pass und keine Migrationsgeschichte haben, werden im Stammbaum einige Äste scharf rechts abgebogen sein ... oder zumindest weggesehen haben. Das ist noch zu wenig selbstverständlich, wenn wir über unsere eigenen Familiengeschichten sprechen. Das ist aber nicht die Selbstverständlichkeit, die mit-schwingt, als der Erzählende nebenbei aufsteht, sich eine Tasse holt und auf den Knopf des orangefarbenen Kaffeevollautomaten drückt, der daraufhin ratternd zu mahlen beginnt. Es ist vielmehr die Beiläufigkeit, die aus der Überzeugung entsteht, das alles habe nichts mit einem selbst zu tun. So in der Art: *Natürlich war das alles schlimm, aber das war ja vor meiner Zeit. Was betrifft es mich also, wenn der Typ, aus dessen Blutlinie ich stamme, einer menschenverachtenden Ideologie angehangen hat, in deren Namen Millionen Menschen ermordet wurden? Zu mir war er ja immer nett.* Die Fähigkeit, eine solche kognitive Dissonanz auszuhalten, hat mit mir wohl eine Generation übersprungen.

Dann fällt der Satz, der sich wie ein düsterer Vorbote in mein Gedächtnis brennen würde: »Dein Opa sagt über deinen Uropa: ›Das war nicht mein Vater, das war mein Erzeuger.««

Das Telefon klingelt. Mein Erzeuger drückt die Zigarette aus, stellt die Tasse ab und greift nach dem Hörer. Damit ist der Schwank aus der Familiensaga wohl beendet. Spannend, wie eine Geschichte sich doch wiederholen kann.

Bis zum letzten Gespräch

Eigentlich ahne ich schon vorher, worauf das anstehende Gespräch wahrscheinlich hinauslaufen wird. Der grobe Ablauf ist immer derselbe: kurzer Smalltalk, dann eine provokante Frage aus dem Verwandtenkreis, getarnt als harmloses Interesse (etwa sinn gemäß »Was sagst du eigentlich dazu, dass die jetzt Kinderbücher zensieren?« oder »Weißt du denn schon, wen du wählst?«), dann ein Versuch der Richtigstellung und etliche Sachargumente, gefolgt von ermüdenden Grundsatzdiskussionen über Politik, Identität und Ethik, bei denen man in der Hoffnung auf Empathie mal wieder seine eigenen Diskriminierungserfahrungen offenlegt, während es der anderen Seite nur ums Gewinnen der Diskussion geht. So ähnlich ist es auch bei mir. Es ist immer wieder ein Spiel mit ungleich hohem Risiko. Trotzdem mache ich mich Mal um Mal verletzlich, in der Hoffnung, dass wenigstens das noch ein Umdenken bewirken könnte. Hier geht es ohnehin nur noch um emotionale Wahrheiten – Fakten, das ist mir zu diesem Zeitpunkt längst bewusst, interessieren in diesen Gesprächen schon lange nicht mehr. Ich bin mir also völlig im Klaren darüber, dass ich auch heute keinen Konsens erreichen werde. Dennoch ahne ich noch nicht, was an diesem Sonntagnachmittag im Juli 2022 auf mich zurollt.

Es ist der erste Sommer nach der Lockdown-Zeit und ich habe mich zu einem Heimatbesuch überreden lassen. Jetzt fahre ich in meinem gebrauchten Opel Corsa vorbei an Landwirtschaftsflä-

chen und Einfamilienhäusern in die Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin. Allerdings ist es anders als sonst, denn ich bin mit meiner Geduld am Ende, also habe ich mir dieses Mal ein Ziel gesetzt: eine Frage, auf die ich eine klare Antwort haben will. Beim Gedanken daran schnürt sich mir der Magen zu. Ich atme tief ein und aus, drehe die Musik lauter. »Schrei nach Liebe« dröhnt aus den schrabbeligen Boxen und übertönt den Lärm in meinem Kopf. Ich drücke das Gaspedal nach unten und zwingen mich zu Entschlossenheit, mache mich innerlich hart für die kommende Zeit. Auch wenn es nicht die letzte Begegnung mit meinem Erzeuger werden sollte, so habe ich doch an diesem Tag die Entscheidung gefällt, endgültig den Kontakt abubrechen.

Der Großteil meiner Verwandtschaft unterstützt die AfD seit ihrem Gründungsjahr, mein Erzeuger und seine Eltern sind sogar gleich im Gründungsjahr 2013 in die Partei eingetreten. Damals war die Begeisterung über die vermeintliche »Professorenpartei« sogar so groß, dass ich mich für ein paar Monate mitziehen lassen habe. Ich hatte vor Kurzem ein Jurastudium begonnen, das ich bald wieder abbrechen würde, und versuchte in dieser Phase verzweifelt, irgendwie reinzupassen und zu gefallen – sogar so sehr, dass ich mich selbst und die Welt davon zu überzeugen versuchte, dass ich Frauen eigentlich gar nicht so toll fände, sondern ganz, ganz sicher auf Männer stünde. Uff. Als also meine gesamte Verwandtschaft und später auch ein damaliger Freund begeistert diese neue Partei unterstützten, nickte ich das erstmal alles ab, ohne groß zu hinterfragen, was mir da von »den Erwachsenen« in meinem Leben als Tatsache präsentiert wurde. So unterschrieb ich auch brav, als mir vor versammelter Truppe der bereits mit meinen Daten ausgefüllte AfD-Mitgliedsantrag unter die Nase gehal-

ten wurde. Mein Erzeuger wischte meine Unsicherheit beiseite. Vermutlich war die Motivation: »Ich bezahle ihr die Mitgliedschaft ja auch, aber wir brauchen erstmal Zahlen in der Partei.«

Ich war erst kurz vorher aus meinem ziemlich privilegierten Elternhaus ausgezogen und kam auch im Studium nicht mit vielen Menschen in Kontakt, die drastisch andere Lebensrealitäten kannten als meine. So ging der AfD-Hype in meinem Umfeld also einige Wochen weiter und ich zog irgendwie mit – bis ich eine Nachricht auf Facebook erhielt, dem damals noch aktivsten der sozialen Netzwerke, um nicht zu sagen, *dem* Netzwerk für unser digitales Leben. Eine Nachricht einer jungen Schwarzen Frau, die ich bisher nur ein- oder zweimal getroffen hatte. Darin erklärte sie, dass sie diesen Text, den ich gerade las, an alle Menschen in ihrer Freundesliste schicke, die die Seite der AfD abonniert hätten. Sie legte dar, welche Gefahren von der Rhetorik und den Inhalten dieser Partei ausgingen, und bat um eine Erklärung, warum man dies für unterstützenswert halte.

Zunächst spulte ich ab, was ich in den letzten Monaten praktisch auswendig gelernt hatte, weil ich es wieder und wieder gehört hatte ... Irgendwas mit wirtschaftlichen Gründen, Euro, frischer Wind, bla, bla, bla. Und fiel besonders in Bezug auf den Rassismus, der schon da die Partei durchzog, in eine Defensivhaltung, deren Bezeichnung ich erst viel später lernen sollte, zusammen mit einer Erklärung für ihr Auftreten. Die Facebook-Freundschaft löste sich auf, aber der Text machte etwas mit mir, arbeitete in den nächsten Wochen in meinem Kopf weiter. Ich bekam langsam ein komisches Gefühl bei der Partei, spiegelte aber weiterhin den Enthusiasmus meines Umfelds nach außen erst einmal zurück.

Dieser Zweifel, dieses Saatkorn, war jedoch danach so weit gewachsen, dass ich bei der Bundestagswahl im September 2013 in

der Wahlkabine das Kreuz lieber bei einer anderen Partei setzte. Die AfD verfehlte an diesem Tag nur knapp die Fünf-Prozent-Hürde und ich fühlte mich schuldig – als wäre ich quasi allein verantwortlich für die Enttäuschung und den Ärger, der sich jetzt in meinem Umfeld breitmachte. Ich ging dabei erstmal mit, trug mein kleines Geheimnis mit mir herum wie eine tonnenschwere Last. Damals verspürte ich keine Erleichterung über das Ergebnis, aber bis heute denke ich regelmäßig daran zurück. Denn hätte sich nicht eine Schwarze Frau die Arbeit gemacht, mich aufzuklären, weiß ich nicht, ob und wann dieser Stein bei mir ins Rollen gekommen wäre. Falls du das hier liest, danke, Ella!

Wenig später trat ich, ohne es meinen Eltern zu sagen, aus der Partei wieder aus. Das dauerte eine Weile, da damals alles auf ihre Konten und Adressen gemeldet war. Die ersten zwei Kündigungsschreiben blieben unbeantwortet und ich wurde immer unruhiger, wollte immer dringender immer weniger mit dieser Partei zu tun haben. Auch wenn die Mitgliedschaft »nur auf dem Papier« existierte, schämte ich mich dafür. Das tue ich heute noch, aber versuche dabei, nicht mehr allzu hart mit meinem 19-jährigen Ich ins Gericht zu gehen. Ich atmete entsprechend erleichtert auf, als ich endlich die Austrittsbestätigung in den Händen hielt. Zudem wechselte ich mein Studienfach und in den Geistes- und Sozialwissenschaften lernte ich Menschen mit neuen Perspektiven kennen, belegte Seminare, die mein kritisches Denkvermögen förderten, lernte, Quellenkritik zu üben, und kam mit feministischen Theorien in Berührung. Mich amüsiert es immer, wenn ich AfD-Unterstützer*innen sagen höre, die Uni würde Menschen nach links radikalisieren, und wenn sie dann im gleichen Atemzug fordern, man solle für sich selbst denken. Denn genau das habe ich in diesen Jahren gelernt, nicht nur an der Uni, sondern auch dank meines Umfelds. Ich fing nun an, Systeme und Macht-

strukturen kritisch zu hinterfragen, und hörte auf, auswendig gelernte Sätze aufzusagen, die ich zu Hause eingetrichtert bekommen hatte. In mir verfestigte sich nun ein politisches Weltbild, das sich endlich auch mit meinem Verständnis von Gerechtigkeit vereinbaren ließ.

Parallel dazu entwickelte sich jedoch meine Verwandtschaft in die entgegengesetzte Richtung: Mein Erzeuger und meine Großeltern besuchten nun regelmäßig Veranstaltungen der AfD, das soziale Leben spielte sich vermehrt in geschlossenen Facebook-Gruppen ab und Wahlplakatsprüche konnten wie auf Kommando rezitiert werden, wenn das jeweilige Gesprächsthema auf den Tisch kam. Wann immer ich zu Besuch in meinem Elternhaus war, knallte es zwischen uns. War ich nicht zu Hause, so stelle ich mir das vor, saß mein Erzeuger vermutlich mit Kopfhörern und Tablet auf dem Sofa, um sich womöglich Videos von AfD-Reden oder rechte Vlogs anzusehen. Dubiose Webseiten wie die von *Politically Incorrect News*, da bin ich mir fast sicher, ersetzen von nun an die *Tagesschau* und das *SPIEGEL*-Abo, jetzt waren Kommentarspalten und Sharepics die neuen Mittel der Wahl für den »politischen Austausch«. Letztlich war ein solcher wohl nie wirklich gewünscht, denn in diesen Echokammern denken im Prinzip alle gleich. Das macht diese digitalen Orte besonders attraktiv für Menschen, die zum Beispiel von ihrem sozialen Umfeld isoliert sind, sonst keinen Anschluss finden oder sich in ihrer politischen Haltung unverstanden fühlen. Wo sie sonst Abweisung erfahren, erhalten sie in diesen Räumen Bestätigung, sie fühlen sich gesehen und als Teil einer Gemeinschaft. Das macht es umso verlockender, nur noch »Nachrichten« zu konsumieren, die das eigene Weltbild bestätigen, und alles andere auszublenden oder passend umzudeuten. In der Psychologie nennt man das »Confirmation Bias« oder »Bestätigungsfehler«. Über diesen

Bias sind wir übrigens alle nicht erhaben, auch ich nicht. Uns mit Fakten auseinanderzusetzen, die nicht in unser Weltbild passen, kann eben verdammt unbequem sein, aber wer sich weiterentwickeln will, muss aus der eigenen Komfortzone heraustreten. Leider gibt es für die Menschen, die sich gegen diese Unbequemlichkeit entscheiden, im Internet eine komplette Parallelwelt voller unvollständiger, umgedeuteter oder gleich komplett erfundener Berichterstattungen, die den Prozess der Radikalisierung weiter anheizen. Wenn man das mit sozialen Plattformen, die einem immer extremere Inhalte zeigen, und der mangelnden Medienkompetenz, seriöse von unseriösen Quellen zu unterscheiden, kombiniert, dann tadaaa ... Heraus kommt das Angst-und-Schrecken-Weltbild, mit dem die AfD Politik macht.

Das alles mitzerleben oder es sich zumindest konkret vorstellen zu müssen, ist verdammt frustrierend. Von jetzt auf gleich ist da dieser Wust von erfundenen Nachrichten, abstrusen Argumenten und gefühlten Wahrheiten, gegen die man einfach nicht ankommt. Kaum hatte man nach der einen Diskussion die Faktenlage recherchiert und entsprechende Gegenargumente gefunden, da kam das Gegenüber schon mit der nächsten wilden Theorie um die Ecke. So lief ich der rechten Verschwörungsmaschinerie lange nur hinterher, während die Abwärtsspirale in die dunkelsten Tiefen des Internets bei meiner Verwandtschaft immer mehr Fahrt aufnahm. Was sich zum damaligen Zeitpunkt noch chaotisch und ungeordnet anfühlte, folgte rückblickend aber einem ziemlich simplen Schema.

Laut einer Studie der Informationswissenschaftlerin Christine Abdalla Mikhaeil und ihrem Kollegen Richard L. Baskerville aus dem Jahr 2023 lässt sich der Radikalisierungsprozess in den sozialen Medien in vier Stufen aufteilen:¹ Zuerst finden Betroffene Bestätigung, zum Beispiel durch Inhalte und Kommentare, die

zum eigenen Weltbild passen. Danach suchen sie selbst nur noch Inhalte aus, die ihrer eigenen Einschätzung der Lage entsprechen. Auf der dritten Stufe werden dann Gegenargumente oder Kritik ausgeblendet und die Personen, die diese äußern, diskreditiert. Das Gefährliche? Von diesen ersten drei Schritten bekommt kaum jemand etwas mit, denn erst in der letzten Stufe findet das »Identity Enactment« statt. Die Person zeigt ihre neu gewonnene Identität also auch nach außen und versucht schließlich zudem, neue Anhänger*innen für die eigene Ideologie zu gewinnen. Und diese stufenweise Entwicklung konnte ich genauso bei meiner Verwandtschaft beobachten. Vermutlich kommt das vielen Menschen bekannt vor, die Familienmitglieder oder Freund*innen an rechtsextreme Ideologien verloren haben oder jetzt dabei zusehen (müssen).

Spätestens im ersten Corona-Sommer reichte es mir dann und ich wollte den Verschwörungserzählungen nicht mehr immer nur hinterherlaufen. Mein Erzeuger war zu diesem Zeitpunkt meiner Einschätzung nach längst auf der vierten Stufe angekommen und machte keinen Hehl mehr aus seinen meiner, zugegeben, nicht neutralen Ansicht nach teils menschenfeindlichen Überzeugungen. Bisher hatte ich in den Diskussionen, die teilweise sehr heftig waren, kaum Land gewinnen können, denn sobald es danach auch nur ansatzweise bei einem Thema aussah, zauberte er kurzerhand die nächste für mich wilde These aus dem Hut, sodass ich wieder bei null anfangen musste. Spätestens wenn sich nach stundenlangen Diskussionen Tränen der Verzweiflung in meinen Augen sammelten, wusste ich, dass ich verloren hatte, denn sobald ich auch nur den Hauch von Emotionen zeigte, fühlte ich mich nicht mehr ernst genommen. Ich schaffte es aber auch nicht, emotionslos zu bleiben, wenn ganzen Gruppen von Menschen aus meiner Sicht die Menschlichkeit abgesprochen wurde.

Davon hatte ich schließlich wie gesagt die Nase voll. Ich wollte mir das nicht mehr gefallen lassen und im Sommer 2020 hatten wir ohnehin alle viel Zeit zu Hause. Ich nutzte die und beschäftigte mich vermehrt mit rechten Verschwörungsideologien: las Bücher über Radikalisierung, lernte und verinnerlichte Diskussionsstrategien, schaute Interviews mit Expert*innen und analysierte Gespräche, in denen geübte Journalist*innen prominente Vertreter*innen der Gruppe »Querdenken« und der AfD aufs Glatteis führten. Ich wurde souveräner in den Diskussionen. Und ich recherchierte fortlaufend die Ursprünge aktuell kursierender Verschwörungserzählungen und Falschinformationen inklusive der wichtigsten Gegenargumente. In der Auseinandersetzung mit verschiedenen Mitgliedern meiner Familie hielt ich jetzt länger stand. Immer öfter hatte mein jeweiliges Gegenüber mir irgendwann nichts mehr entgegenzusetzen, außer ein sinngemäßes »Du musst immer das letzte Wort haben«. *Ja*, dachte ich mir, *ich habe ja auch recht*.

Das fühlte sich erst einmal an wie ein Triumph: Endlich konnte ich die Flut von vermeintlichen Argumenten, objektiven Falschinformationen und nicht selten sogar barem Nonsens bewältigen. Allerdings ergaben sich hierbei zwei Probleme: Erstens interessieren sich Gefühle nicht für Fakten. Das, was von Menschen wie mir, also von Außenstehenden, offensichtlich als Konstrukt aus Lügen, Ideologie und Vorurteilen empfunden wird, ist für andere die eigene Realität. Das ist ihre emotionale Wahrheit und je fester wir an dieser ziehen, umso mehr klammern sie sich daran fest. Und zweitens: Deradikalisierung ist Gruppenarbeit. Als Einzelperson ist es quasi unmöglich, ein Weltbild in ein paar Stunden aufzubrechen, das danach wieder über Tage und Wochen vom digitalen und persönlichen Umfeld bestätigt, geflickt wird. Im Umfeld meiner Verwandtschaft waren viele einer Meinung. Oder